Kleine Rundschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

GOTTHARD JEDLICKAS «PARISER TAGEBUCH»

Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, Tagebücher zu veröffentlichen, teils echte, teils solche, die nachträglich überarbeitet oder mit der Absicht, daß sie bereits zu Lebzeiten des Verfassers veröffentlicht werden sollen, geschrieben wurden. Die Form des Tagebuchs, ursprünglich eine Form des einsamen Bekenntnisses und der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst, wurde zur literarischen Form, die ein Vakuum ausfüllen sollte dort, wo für die epische Gestaltung und Verarbeitung eines Stoffes noch nicht die Zeit gekommen war, oder wo es an der Kraft zu einer solchen Gestaltung fehlte. Das *Pariser Tagebuch,* das der Zürcher Kunsthistoriker *Gotthard Jedlicka* veröffentlicht (Band 18 der Bibliothek Suhrkamp; Suhrkamp-Verlag, Frankfurt, 189 S.), ist von anderer Art und besitzt zunächst nicht die Form eines fortlaufenden Tagebuches, sondern enthält eine Folge von Aufsätzen und Aphorismen zur französischen Kunst. Dabei muß freilich der Begriff des Aufsatzes genauer formuliert werden, insofern alle diese Aufsätze über Künstler, Kunstwerke und künstlerische Bewegungen aus einer unmittelbaren Begegnung heraus während eines Aufenthaltes in Paris geschrieben sind. Vielleicht würde man diese Prosastücke besser Aufzeichnungen nennen, wobei aber wiederum dem geistigen Gewicht, das ihnen allen eignet, nicht Rechnung getragen wäre. Jedenfalls aber hat sich Jedlicka eine eigene und wohlgelungene Form für das geschaffen, was er geben will: *das Erlebnis der Pariser, der französischen Kunst.*

Jedlickas kunstgeschichtliche Werke sind um ihres hohen Ranges willen bekannt geworden. In diesem Pariser Tagebuch wird in gewissem Sinne die Atmosphäre sichtbar, aus der heraus jene größeren Werke entstanden sind. Wir lernen einen für das Wesen der Kunst, für das Künstlerische und für den Charakter des schöpferischen Menschen aufgetanen Geist kennen, dem gleichzeitig die Fähigkeit eignet, das kaum Sagbare aus dem Erlebnis der Kunst im Worte auszusprechen. Die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit zeigt sich darum auch dort, wo nicht unmittelbar von Kunst und Künstlern die Rede ist, sondern zum Beispiel vom Pariser Wetter oder von der besonderen Stimmung auf «dem linken Seineufer». Hier liest man übrigens Sätze wie diese: «Die Kunst wird, hier und anderswo, nur so lange blühen, als das Leben mit seinen Opfern dafür nicht spart, als es, immer wieder, Tausende und Tausende junger Menschen, die sich selber suchen und denen dieses Suchen zur einzigen lockenden Aufgabe ihres Lebens wird, in diese Stadt ziehen und in ihr das große Abenteuer der Selbstverwirklichung, in der sich die Zeit verwirklicht, versuchen läßt; die Kunst wird nur so lange blühen, als es sich das Leben erlaubt, diese jungen Menschen, die oft zu den Besten ihrer Generation

gehören, in diesem Versuch zu Tausenden zu opfern. Den Beitrag, den sie mit ihrer Leistung oder auch nur mit dem Versuch einer solchen, für die Verwirklichung, für die Gestaltung des Weltgefühls unserer Zeit leisten, wird allerdings nie genau gemessen werden können.»

Welch ein Licht fällt hier auf die Entwicklung und das Wesen der Kunst! Das Schönste aber, was uns dieses Buch vermittelt, sind die Begegnungen mit Künstlern, die meisterlichen Bildbeschreibungen und endlich die Darstellungen großer Lebenswerke aus der unmittelbaren Begegnung heraus. Daß in der Bildbeschreibung eine Kunstleistung besonderer Art vorliegt, wird heute gerne vergessen, wer aber erfahren will, was ein Meister der Sprache, der zugleich ein Kenner der Kunst ist, hier zu geben vermag, der lese die Abschnitte über Ingres, «Le bain turc», über Gustave Courbet, «Les Demoiselles au bord de la Seine», oder Degas' «Grande Danseuse habillée», oder Henri Rousseaus «La Guerre», nach. Hier ist das Nichtalltägliche geschehen, daß ein Kunstkenner, ein um das Wesentliche des Kunstwerks Wissender, gleichzeitig die Gabe der Sprache besitzt, die es ihm gestattet, das Geschaute und Erfahrene, das Erlebte, in der neuen Form des sprachlichen Kunstwerkes, eben der Bildbeschreibung, wieder erscheinen zu lassen. Hier wird immer das Kunstwerk als Ganzes dargestellt und beschrieben, aber auch die feinsten Nuancen im einzelnen erspürt und in Sprache verwandelt. Unbemerkt fast werden dem Leser Deutungen und Wertungen vermittelt.

In den Aufzeichnungen, die Begegnungen mit Künstlern wiedergeben, verbindet sich immer wieder auf eine unerwartete und frische Weise das Atmosphärische mit der Unterhaltung und Betrachtung eines Einzelwerkes oder eines Gesamtwerkes. Hier verdienen vor allem die ausgezeichnete Studie «Georges Braque nach zwanzig Jahren» oder die «Erinnerungen an Josef Roth» hervorgehoben zu werden. Zwischen Bildbeschreibungen und Begegnungen mit Künstlern sind einzelne Betrachtungen über Gesamtwerke, so über Matisse, Toulouse-Lautrec, Delacroix, Daumier, van Gogh und Maillol eingefügt, die ebenfalls die Unmittelbarkeit der Begegnung und den Bezug zur Pariser Kunst verraten und deshalb mit dem Begriff Aufsatz nur unzulänglich bezeichnet würden.

Wir besitzen eine unabsehbare Literatur über Paris und seine Kunst, darunter Werke, die bereits klassischen Rang erlangt haben. Gotthard Jedlickas «Pariser Tagebuch» nimmt innerhalb dieses Schrifttums eine selbständige Stellung ein sowohl durch die Art, wie die Stadt und die Kunst miteinander in Berührung gebracht sind, wie vor allem auch durch die Art, wie hier ein Kenner der Kunst seine Erlebnisse, Begegnungen, Einsichten und Erkenntnisse in der Sprache dem Leser übermittelt. Man kann hier lernen, Kunst zu erleben, und damit hat das Buch auch absichtslos und darum gerade intensiv eine pädagogische Bedeutung. Freilich wird mancher Leser mit einer gewissen Verwunderung feststellen, daß die große Architektur von Paris, die profane wie die kirchliche, nicht in die Betrachtung einbezogen wurde. Man muß das um so mehr bedauern, als man wohl gerne ein Wort darüber aus der Feder dieses ausgezeichneten Schilderers gelesen und damit erfahren hätte, wie weit er eine Beziehung der neuen, gegenwärtigen Kunst zur Kunst der Jahrhunderte erkennt. Gerade heute scheint es uns notwendig, solche Beziehungen aufzuzeigen, oder, wo sie fehlen, dies ausdrücklich zu bemerken. *Otto Heuschele*

Die Madonna von Brügge besucht Rom

Wenn auch nur ein Schatten von Pablo Picasso oder Salvador Dali über die Ewige Stadt hinweghuscht wie der eines Flugzeugs, dann gibt es gewaltiges Hosianna- oder Entrüstungsgeschrei, je nachdem, im Blätterwald und im Dickicht der intellektuellen Zeitschriften. Kommt aber Michelangelos Madonna besuchsweise von Brügge nach Florenz und Rom, dann gibt es weiter nichts als eine magere Zeitungsnotiz, die wegen der sie rings einschließenden Unheils- und Skandalchronik nicht so lieblich klingt wie einst die Nachricht des «Wandsbecker Boten»: «Gestern schlug zum erstenmal die Nachtigall.» Bemerkt man denn nicht, daß dieser Besuch (in der Galerie Barberini) wichtiger ist als jeder Besuch eines Staatsministers oder einer Primadonna der Literatur, des Films, des Sports, der Musik, des Theaters — sei sie weiblich oder männlich? Man darf das Ereignis auch nicht durch Redensarten von athenischen Eulen bagatellisieren, da es ja ohnehin so viel von Michelangelo in Rom gebe. Das sonst in der gotischen Atmosphäre von Brügge etwas verlorene Marmorbild erlangt in seiner italienischen Heimatstadt, wo es vor ziemlich genau 450 Jahren geschaffen wurde, eine künstlerisch-religiöse Kraft und Vollendung ohnegleichen. Die bis ins Letzte vorgetriebene Ausführung steht in des Meisters Arbeitsgewohnheiten nahezu einzig da und hat einen Grad sinnlich-geistiger Schönheit an Mutter und Kind erreicht, wie ihn nur ganz wenige Schöpfungen der Menschheit besitzen. Die durch Roms Welt- und Geistesherrschaft zu uns herübergerettete Perle der hellenischen Form und Gesittung ist in dieser Arbeit der Renaissance ruhmvoll enthalten und, trotz unleugbarem Klassizismus, also Ausgerichtetsein auf das antike Vorbild, übertroffen: Heidentum und Christentum in lieblicher Versöhnung und großartiger Verschmelzung. Selbst in Michelangelos Schaffen scheint mir dieser Glücksfall nur selten und sogar vielleicht nur dieses einzige Mal so rein vorzukommen. Ich gestehe, daß mich seit vielen Jahren kein Anblick eines Kunstwerkes so sehr bewegt hat wie dieser. Wenn Beispiele im Totentanz und Verneinungswillen zeitgenössischer Kunst noch zu Umdenken und Umkehr bewegen könnten, so würde dieses da, das zu uns verschlagene Abbild der himmlischen Jungfrau und des göttlichen Kindes, solches wie kein anderes vermögen. Ich denke mit Trauer an den Tag, vom dem an Rom diese Statue wieder entbehren muß.

Papini und der Teufel

Der große florentinische Schriftsteller Giovanni Papini, der mit geistiger Lebendigkeit das biblische Alter schon vor geraumer Zeit überschritten hat, ließ unlängst sein Buch über den Teufel, nämlich Aufzeichnungen zu einer künftigen Diabologie, erscheinen, und es regnet Rezensionen, die vielfach begeistert sind. Man sieht, daß, wenigstens in Italien, das Interesse am Teufel noch nicht erloschen ist, weil dort viele Menschen recht gut wissen, daß, wer den Teufel leugnet, unvermeidlich auch Gott leugnet. Wenn nun Papini, nach dem Beispiel vieler anderer Schriftsteller, vom alten Origenes an, vielleicht durch die Vorstellung des einst obersten und herrlichsten aller Engel berückt, eine Art Mohrenwäsche an Luzifer versucht und die Möglichkeit seiner Erlösung und einer göttlichen Amnestierung der Höllenbewohner umspielt, so begibt er, der entschiedene, aber auch verwegene Katholik, sich aufs Glatteis, fast aufs Eis, wo, laut Dante, der Höllenfürst in seiner dreigesichtigen Verfratzung der himmlischen Dreifaltigkeit im untersten Malebolge des Infernos eingefroren ist. Die vatikanischen Instanzen haben das Buch

beanstandet, aber seiner glaubenskräftigen Haltung wegen, wie es scheint, nicht auf den Index setzen wollen. In Heft 2486 von «La Civiltà Cattolica» untersucht Pater S. Fruscione (S. I.) den Succus des fesselnden Buches und scheidet Bizarres von Rechtgläubigem. Genau gesagt: er verurteilt das Buch genau so, wie einst das Fünfte Oekumenische Konzil 543 des Origenes Lehre von der Apokatastasis, der Wiederherstellung nämlich des Luzifer und seiner Gefolgschaft, verdammt hat. Und diese Verdammung wird nicht nur von der römischen, sondern, nebenbei bemerkt, auch von der Ostkirche festgehalten. Papini nimmt die Erlösbarkeit des Teufels an, indem er argumentiert, daß die Hölle keine wirkliche Ewigkeit habe, da sie ja einen Anfang habe und demgemäß wie alles Kreatürliche auch enden müsse. Ihre Ewigkeit dauere nur bis zu dem geheimnisvollen Endpunkt der Zeiten. Ueberdies müsse Gottes unermeßlicher Liebe das unendliche Unglück des einst herrlichsten der Engel so sehr schmerzen, daß diesem schließlich verziehen würde, vielleicht mit Hilfe des Menschen. Es scheint aber weder bei Papini noch bei dem ihn widerlegenden klugen Jesuitenpater genügend betont, daß die Position des Urbösen gerade darin besteht, daß es Gott und das Gute nicht will, es ablehnt und haßt. Die abtrünnigen Kinder Gottes werden nicht verdammt, sie verdammen sich selbst. Und in der Frage des freien Willens, also der Möglichkeit einer Entscheidung wider den Ewigen, hat sich Gott seinen Kindern gegenüber gewissermaßen der Allmacht begeben. Nun, diese Dinge übersteigen die Kräfte des erdenmenschlichen Verstandes. Im inneren Erleben können sie sich ganz lösen und erfüllen; ganz Wort werden können sie nie. Die Kirche kann sich ein Buch wie dasjenige Papinis, so berühmt und klug und katholisch der Autor immer sein mag, unmöglich gefallen lassen. Ganz von innen besehen aber sind dieses umstrittene Buch, dessen Autor sich regelrecht zum Advocatus Diaboli macht, und seine Rezension im Organ der Gesellschaft Jesu freundliche und ein bißchen verschmitzte Spielereien von nach Licht dürstenden Gemütern. Ein Glück, daß solche Dinge noch zur Diskussion stehen und doch nicht von unserer herrlichen Blech- und Benzinkultur zerpatscht werden! Es darf vielleicht noch bemerkt werden, daß der Name Herrn Papinis ihn als kleinen Papst gleichsam kennzeichnet, wenn auch nur als einen Gegenpapst oder Literaturpapst. Aber nicht einmal Päpste, wie unfehlbar immer sie sein mögen, können wissen, ob beim Teufel Möglichkeit oder Neigung bestehen, die eigene nihilistische Gesinnung, die rettungslos scheinende Urnegation aufzuheben. Der Abfall von sich selbst müßte ihn doch eigentlich retten? Heine hat einmal spöttisch behauptet: «Der Initiator stirbt — oder wird abtrünnig»; wenn der Initiator der Hölle abtrünnig wird, dann müßte die Schöpfung aufhören, diese unheimliche Coincidentia oppositorum. Die kosmogonischen Vorstellungen der Inder haben solche Gedanken schon längst zu Ende gedacht, bevor die Doktoren der Kirche, die Scholastiker, die Ketzer und Herr Papini in ihre Spinnennetze geraten sind.

Schnurrbartspitzen mit Dattelsaft

Ein rechtgläubiger Gegenpapst des atheistischen Kunstpapstes Pablo Picasso möchte gar zu gerne Herr Salvador Dali sein, und so pocht er gewaltig an die Tore Roms, um seinen hispanischen Landsmann, den ungläubigen Friedenstäuberich und Monstremaler, nach dessen Siegeszug durch die Ehrenpforten der snobistisch-kommunistischen Intellektuellen ehern zu übertönen. In einer Nummer des Meraner «Standpunkt» wurde mit blühender journalistischer Phantasie von Herrn Montanelli über römische Pläne des Maler-Hidalgos in Form von Gesprächen zwischen Dali, aristokratischen Damen und den Inhabern eines besonders verschmockten römischen Kunstsalons berichtet. Es ist die Frage, ob

Rom, dem im ganzen die Picasso-Ausstellung nichts als Unbehagen bereitet hat, eine Invasion von Dalis Bildern sympathischer finden wird. Mögen diese Bilder noch so katholisch sein (was wir sogar bezweifeln), so sind sie doch kaum weniger scheußlich als diejenigen Picassos, ohne Picassos (virtueller) Begabung im mindesten gewachsen zu sein. Vorläufig dürfte der Aufschwung gen Himmel noch am deutlichsten in Herrn Dalis herrlich emporgezwirbeltem Schnurrbart (mit Hilfe von Dattelsaft, wie der Meister verkündigt) ausgedrückt sein, wie ich mich in der Halle des Grand-Hotels überzeugen durfte, während seine Bilder eher dem entsprechen, was man in Kreisen der Wiener Leopoldstadt einst mit Recht als meschugge bezeichnet hat.

Corelli akustisch und optisch

Nach der Dreihundertjahrfeier für den 1653 in Fusignano bei Bologna geborenen großen Musiker Arcangelo Corelli wurde in den edlen Räumen des Palazzo Braschi in Rom eine hübsch zusammengestellte Gedächtnisschau von Dokumenten und Partituren, Bildern und Stichen gezeigt, die das Leben und Schaffen dieses eigentlichen Begründers der Geigenliteratur und die Atmosphäre des damaligen Rom vergegenwärtigt. Corelli war Orchesterdirigent der Königin Christine von Schweden, die nach ihrer Abdankung und Konversion in Rom ein aufsehenerregendes und schrulliges, aber kulturellen Dingen verhältnismäßig aufgeschlossenes Leben führte. Es sind vor allem die alten und neuen Ausgaben von Corellis 60 Kirchen- und Kammersonaten sowie von seinen 12 Concerti grossi mitausgestellt worden. Anmutig bereichert war das Ganze durch wundervolle alte Musikinstrumente, insbesondere Lauten, Violen, Pochettes (schmalgebaute Taschengeigen), Virginale (wie man früher, zumal in England, die Clavicembali nannte) und Psalter. Man bemerkte auch ein zusammenlegbares Cembalo, ein Serpent und eine riesige «Tromba Marina». Der sympathische, zumindest in seinen Arbeiten wunderbar ausgeglichene Meister Corelli brachte hochgeachtet die zweite Hälfte seines Lebens in Rom zu, wo er, auch von den Kardinälen Pamphilij und Ottoboni protegiert, in einem hübschen und sonnigen Haus an der Piazza Barberini lebte. Im «Notiziario delle Celebrazioni ecc.» (2) berichtet Mario Rinaldi, der bekannte römische Musikkritiker und Verfasser der 1953 in Mailand erschienenen großen Corelli-Biographie, von des Komponisten Beziehungen mit den Malern seiner Zeit, die nicht nur innige Freundschaften mit Bonaventura Lamberti, Francesco Trevisani, Carlo Maratta und Carlo Cignani zeitigten, sondern vor allem zu einer beachtlichen Bildersammlung führten, an welcher der Meister so innig wie an seiner Musik gehängt haben soll. Dieses Faktum scheint uns überaus bemerkenswert. Alle Künstler und schöpferischen Männer von Wert waren offen oder insgeheim vielseitig, wofern sie mehr als Talent, nämlich Genie, hatten und deswegen mit ihrer Begabung in den Tiefen der Gottheit wurzelten. Der echte Künstler ist der Antispezialist. Es ist schwer, sich einen ganz und gar unmusikalischen Maler oder Architekten oder Bildhauer vorzustellen, ebenso wie ein innerlich stockblinder großer Musiker nicht so recht vorstellbar ist. Aber es reicht nicht nur über die wichtigsten Sinne des Auges und Ohrs, sondern über den ganzen Inbegriff des Daseins hinweg, was den großen Menschen ausmacht. Wenn auch nicht alle so offen universell gewesen sind wie Alberti, Leonardo, Michelangelo, Goethe und Wagner, so trugen die anderen und ähnlichen dieser Größenordnung, sogar auch die Dii minorum gentium, unenthüllt das gesamte Universum in sich. Sonst würde ihnen keine einzige nennenswerte Schöpfung geglückt sein, Schöpfung aus Liebe nämlich, die das Universum zeugt und schafft.

Gedichtübertragungen In «L'Approdo» (II/3), der verschwenderisch ausgestatteten Zeitschrift des italienischen Radios, blätternd, stieß ich auf Uebertragungen von Mörike-Gedichten (Emilio Castellani), die vom Dritten und schwer intellektuellen Programm gesendet worden sind. Es liegt mir fern, diese Uebersetzungen als mißglückt zu bezeichnen. Aber es schmerzt mich immer wieder, daß in solchen Uebertragungen fast stets Rhythmus und Reim unterschlagen sind, und zwar vielleicht nicht deswegen, weil es so schwierig ist, solche Dinge parallel in einer anderen Sprache wiederum zu formen, wie Siegfried das Schwert Nothung zerfeilt, um es neu zu gießen und zu schmieden —, sondern weil in Italiens neuerer Dichtung eine Art Phobie gegen die klassischen poetischen Rhythmen und insbesondere gegen den Reim ausgebrochen ist. Darüber ist fast die gesamte moderne Dichtung zu einer Art Prosa geworden, die durch dekorative Künste zu Scheinpoesie umgewandelt worden ist. Haben alle diese Dichter denn nicht bemerkt, daß die freien Rhythmen das Schwierigste und Gefährlichste von allem sind? Glauben sie sich alle so genial und so mutig, daß sie die Gefahren und Aufgaben der ungebundenen Poesie zu bestehen wagen? Kinder, die mit dem Feuer spielen. Was aber Mörike betrifft, bei dem Reim und Rhythmus alles ist, was bleibt von ihm übrig, wenn man diesen Dingen überhaupt nicht Rechnung trägt, was anderes als die Scherben einer zu Boden geworfenen kostbaren Kristallschale?

Lorenzo Lotto Die Lebensleistung dieses geheimnisvollen und poetischen, einst eher unglücklichen und wenig erfolgreichen Vaganten auf der Ausstellung in Venedig hat manchem Betrachter die Augen geöffnet und ihm gezeigt, daß es immer wieder unbeachtete Größe zu entdecken gibt. Licisco Magagnato hat in «Comunità» (19) mit Recht bemerkt, daß «dieser ausgezeichnete Maler bisher nur den Spezialisten bekannt» war. Vielleicht ist es auch besinnlichen Menschen vor diesem Künstlerwerk klar geworden, daß man mit bloß ästhetischer Anschauung gerade solchen Arbeiten nicht auf den Grund sieht. Das Verdienst ungewöhnlichen Könnens und feinsten Geschmacks in der Farbgebung, im kompositionellen Einfall, im Reichtum der Themen und Gedanken, in der gerade für venezianische Verhältnisse ungewöhnlich soliden Zeichnung — Hände, Gelenke, Draperien! — erschöpft den Gehalt dieser Kunst nicht im mindesten. Man könnte ihr sogar vorwerfen, daß sie sich zu leicht und zu oft fremden Einflüssen hingibt (von Vivarini und Giorgione bis Dürer und Raffael). Aber es ist nur das Zeichen ungewöhnlicher Aufgeschlossenheit und einer reichen Seele, die unaufhörlich sich sehnt und sucht und es sicher schwer hatte, verstanden zu werden, weil sie ihrer an sich so bedeutenden Zeit dennoch vorauseilte, hierin vielleicht Correggio verwandt, ohne dessen Glätte und Verfänglichkeit mitzubesitzen, also der Eigenschaften entratend, mit denen man in der Welt oft sein Glück macht. Im allgemeinen kannte man bisher Lotto mehr als Porträtisten denn als Baumeister komplizierter, den Rahmen des Zeitstils durch merkwürdige, oft fast manierierte Beweglichkeit sprengender Kompositionen mit zuweilen köstlichen Landschaften im Hintergrund. Nur wenige aber bemerkten (als erster wohl G. F. Hartlaub), daß das bestimmende Moment dieser Art von Kunst in Geheimnissen zu suchen ist, die Lorenzo Lotto, wie mancher andere Renaissancekünstler, wohl in mystischen Sodalitäten erfuhr und sozusagen «maurerisch» bearbeitete. Das ist nichts Außerkünstlerisches, sondern gerade der Auffassung solcher Bünde gemäß, die ja den Weltenschöpfer und -lenker als Architekten und Künstler des Universums zu erahnen bemüht sind. Demgemäß ist die Kunst Lorenzo Lottos voller Symbolik. *Rolf Schott*

Arbeiterpriester

Die französische Institution der Arbeiterpriester ist zehn Jahre alt. Ohne die Verhaftung bolschewisierender Arbeiterpriester bei den Pariser Demonstrationen gegen Ridgway wäre sie bei uns und in Deutschland kaum beachtet worden. Der moderne Nachrichtendienst hebt Zeit und Raum auf, aber nicht die Entfernung zwischen den geistigen Bemühungen der Völker. Dazu kam freilich jetzt noch die angekündigte Revision des Arbeiterpriestertums durch den Vatikan. Als Hüter der Tradition darf er nicht von heute auf morgen eine Revolutionierung der Priesterpflichten zulassen. Es ist imponierend, daß er dennoch das Neue assimiliert. Die Hierarchie der Kirche kann aber kein Laienpriestertum dulden, ohne sich selber preiszugeben. Der Protestantismus erlaubt Laienpriester, aber er besitzt keine Arbeiterpriester. Der Katholizismus ist umfassend genug, sie zu stellen; freilich kann er die Spannung zwischen dem Laien und dem Geweihten in einer einzigen Person nicht behandeln, als ob sie nicht existierte. Der Lettner trennt in den Kathedralen Chor und Mittelschiff, Meßopfer und Meßempfänger. In Frankreich, das immer reich an Neuerern war, haben nun vor zwölf Jahren Priester, die der Entgötterung der Massen sich erbarmten, die Lettnertüre aufgestoßen, um zu den Menschen der Fabriken vorzudringen. Sie ertrugen es nicht länger, daß Millionen Franzosen die Kirchen nicht mehr sehen, daß selbst ihre Bauten für sie unsichtbar geworden sind. Daher der kühne Entschluß, in ihrer Person die Kirche mitten ins Proletariat zu verpflanzen, die Arbeiter durch die höchste Form der Belehrung, die es gibt, zurückzugewinnen, durch das Opfer der eigenen Sicherheit und Bequemlichkeit.

Haben die Arbeiterpriester Erfolg? Er konnte nicht größer sein, als Proteste von allen Seiten zu provozieren. Bei den Bolschewisten gegen ihr Erscheinen: *Sartre* hat ihn im «Diable et le Bon Dieu», im Dialog zwischen Nasty und Heinrich, der Arbeiterpriester geworden ist, dramatisiert:

Heinrich: Nasty! Nasty! Pourquoi ne m'aimiez-vous pas? Que vous ai-je fait?

Nasty: Tu nous as fait que tu es curé et qu'un curé reste curé, quoi qu'il fasse.

Heinrich: Je suis l'un de vous, pauvre et fils de pauvre.

Nasty: Eh bien, cela prouve que tu es un traître, voilà tout.

In der Kirche protestierten die Hüter des Glaubensgutes gegen die Assimilation der Arbeiterpriester an ihre Umgebung, gegen das Einsickern marxistischer Grundsätze, gegen die Vermischung der Geweihten mit den vom Papst in den Acht getanen Bolschewisten. Es wäre billig, darüber zu spotten, und ich glaube, die Gegenfragen, die J.-P. Dubois-Dumée in den *Frankfurter Heften* (12) zitiert, genügen. *Mauriac* wollte sich im *Figaro* auf den Einwand der «marxistischen Infektion» gar nicht einlassen: «Ist das Evangelium jemals ohne Risiko verbreitet worden?» Im *Courier de Genève* fragte René Leyvraz: «Wer wagte zu behaupten, daß der Priester kein Risiko eingehe, wenn er das Evangelium in Kreise der ‚Bourgeoisie' oder der mondänen Welt trägt? Die Risiken sind hier vielleicht subtiler, aber nicht minder groß und beängstigend. Manch ein Priester ließ sich vom mondänen Leben anstecken.» In der kanadischen Zeitung *Notre Temps* bestreitet Daniel-Rops die Gefahr überhaupt: «Außerordentlich selten unterliegt ein Arbeiterpriester. Wunderbarerweise ist die Berufung dieser jungen Gläubigen stark genug, um sie ohne Soutane, ohne eine

einzige der Gewohnheiten, der Annehmlichkeiten, von denen die übrigen Priester umgeben und beschirmt sind, in ungeminderter Treue zu ihren Gelöbnissen zu bewahren. Sie hören es nicht gern, wenn man von ihrer ‚Heiligkeit' spricht, aber es ist dennoch Heiligkeit, von der sie Zeugnis geben.»

Dieses Wort von der Heiligkeit hat Schule gemacht, denn wenn in Frankreich keineswegs alles mit einer Chanson endigt, so findet doch jedes große Thema seinen Romancier, fand das der Arbeiterpriester mehrere. Die positivste Darstellung scheint *Gilbert Cesbron* in dem Roman *Les Saints vont en Enfer* gegeben zu haben, der auch deutsch im Verlag der Frankfurter Hefte erschienen ist. Das persönliche Opfer der Arbeiterpriester ist nicht größer als das der Missionäre in den Sümpfen der Kolonialwelt, bei Primitiven und Fanatikern, und ich glaube, der *Curé von Ars,* nach dessen Vorbild *Bruce Marshall* seine rührenden Heiligen der Großstädte bildet, brachte keine geringeren Opfer. Ueberhaupt ist das Leiden der freiwilligen Proletarisierung der schicksalsmäßigen niemals gleichzusetzen. Es gab in Deutschland, England, Oesterreich vermögende Leute, die aus moralischer Solidarität nur dritter Klasse fuhren; aber sie kamen in ihrem opulent ausgestatteten Heim an, auf dessen Bequemlichkeiten sie so wenig ganz verzichten konnten wie Tolstoj. Ihr Opfer war gering und außerdem widerruflich, so daß es nie mit dem Leid der unwiderruflichen Armut verglichen werden kann. Immerhin wirbt dieser Romantitel für eine große Sache, während Aljins *Jésus incognito* zwar eine Schwäche dieser Missionstätigkeit pointiert, aber ihrer Bedeutung so wenig gerecht wird wie alle entlarvende Geschichtsschreibung, die große Vorgänge auf das Niveau der Entlarver hinabzieht.

Mit den Problemen der Arbeiterpriester setzten sich in den letzten Monaten in Deutschland die *Frankfurter Hefte* (12), *Merkur* (71) und *Links, Monatsschrift für demokratischen Sozialismus* (16), auseinander. *Esprit,* dessen Gründer Emmanuel Mounier durch diese Entwicklung des Katholizismus wunderbar gerechtfertigt wird, nahm in einem Beitrag von *Jean Lacroix* (12) zur Kirchenlage in diesem folgenschweren Konflikt zwischen Gegenwartsaufgabe und Traditionsverpflichtung Stellung. In *Preuves* (33) findet man einen kürzeren instruktiven Beitrag. Gemeinsam ist allen diesen Darstellungen das positive Urteil. So altmodisch ist außer den Kommunisten niemand mehr, klerikale «Machenschaften» dahinter zu wittern.

Die Bewegung begann mit einer Untersuchung des Jocisten-Priesters Abbé Godin und des Abbé Daniel über die Entchristianisierung Frankreichs. Das 1943 in einer Broschüre *La France, pays de mission?* veröffentlichte Material wirkte in katholischen Kreisen alarmierend. So schlimm hatte man sich die Dechristianisierung Frankreichs doch nicht vorgestellt. Die Schrift teilte Frankreich in drei geographisch verflochtene Regionen der Entchristlichung ein. Man fand ein in Gesinnung und Kultur katholisches, zudem auch noch praktizierendes Franzosentum in Stadt und Land. Hierauf folgten Gebiete, in denen kein praktizierender Katholizismus mehr anzutreffen war, doch herrschte in ihnen noch eine christliche Zivilisation. Schließlich entdeckten die beiden Geistlichen ein heidnisches Frankreich, in dem das Christentum weder praktizierend noch kulturell oder gar moralisch anzutreffen ist. Es war Heidenland, und es soll nach dem Muster der Ueberseemissionen der Kirche gewonnen werden. Wie Frankreich in seinen großen Missionären Männer besaß, die Araber unter Arabern, Chinesen unter Chinesen, Afrikaner und Südseeinsulaner in ihren Missionsgebieten geworden waren, so sollten nun, forderte Godin, die Missionäre Matrosen unter Matrosen, Lastwagenführer unter Chauffeuren, Staudammarbeiter in den Elektrifizierungsgebieten, Bergarbeiter unter Bergarbeitern werden.

Abbé Godin hatte schon vor Veröffentlichung seiner Schrift den Kardinal Suhard für die Gründung einer Innenmission gewonnen. Es entstanden die «Mission de Paris» und die «Mission de France». Zur Ausbildung von Arbeiterpriestern wurde das Seminar von Limoges geschaffen. Die Arbeiterpriester gehören zur «Mission de Paris», während die «Mission de France» die innere Mission auf nichtindustriellen Gebieten betreibt. Die «Mission de France» umfaßt gegenwärtig dreihundertfünfzig Geistliche und hundertfünfzig Seminaristen. Die «Mission de Paris» zählt dagegen nur fünfundzwanzig Priester, von denen etwa zwanzig als Arbeiter tätig sind. Im Laufe dieser zwölf bis dreizehn Jahre gab es bisher im ganzen nur um hundert Arbeiterpriester. Sie unterstehen alle der Hierarchie, sind aber keiner Kirche zugeteilt. Die Messe lesen sie in ihren proletarischen Behausungen oft auf einem Küchentisch; aber sie haben dort Zuhörer, die eher zur Messe in die benachbarte Küche als in die benachbarte Kirche gehen. Geheime Messen sind in Frankreich nichts Neues, Balzac hat sie in seiner Novelle «Un épisode sous a la terreur» beschrieben; eine düstere Behausung wird zum Heiligtum.

An dieser Stelle muß aber auch eine Gegenberechnung über die Position des Katholizismus in Frankreich berücksichtigt werden. Man findet sie im *Hochland* (ILVI/2). Klaus Scholl gibt auf die Frage, ob Frankreich noch ein christliches Land sei, eine positive Antwort. Wie überall sonst ist der Beruf des Klerikers im Rückgang. Die demographischen Umwälzungen haben fünfzehntausend Pfarreien priesterlos gemacht. Tausende Geistliche sind in den Kriegen gefallen, mehr als ein Drittel ist über sechzig Jahre alt, und doch stellt Frankreich zahlenmäßig, in Proportion zum Klerus aller anderen Länder der Welt, achtmal mehr Priester, als der eigenen Bevölkerungszahl entspräche. Die unbesetzten Pfarreien dienen einer so geringen Gemeinde, daß ihre Verwaisung nur bescheidene Teile der Bevölkerung trifft. Infolgedessen erhalten zahlreiche Pfarreien einen gemeinsamen Seelsorger, diese bilden unter sich Gruppen, die Aemter werden verkoppelt, um die Geistlichen nicht allem Kontakt mit den Amtsbrüdern zu entfremden.

Als Jocist (Mitglied der Jeunesse Ouvrière Chrétienne) hat Abbé Godin die Entchristlichung unter dem Eindruck seiner Arbeitererfahrungen offenbar generalisiert. Die anspruchsvolle Monatsschrift *Réalités* (Auflage: 156 000) hat durch eine Gegenumfrage 80 Prozent Franzosen erfassen können. 85 Prozent der Gefragten hielten sich selbst für Katholiken; es trugen sich 14 Prozent in die Rubrik der Eifrigen ein, 37 Prozent in die der Normalen, 17 Prozent in die der Lauen, 26 Prozent in die der Nichtausübenden. Unter den 26 Prozent verwahrten sich viele gegen die Annahme des Atheismus und erklärten, christlicher als viele Praktizierende zu sein. Ein Siebentel (der 26prozentigen) nahm die Zehn Gebote zu seiner einzigen Richtschnur. Nach dem Gottesdienstbesuch gibt es in Frankreich 40 Prozent «gute Katholiken», nur 10 Prozent lassen ihre Kinder nicht taufen, 73 Prozent verlangen auf dem Totenbett priesterlichen Beistand. 50 Prozent lehnen die bloße Ziviltrauung ab. Unter den Gegnern der Kirche umfaßt der höchste Prozentsatz nicht die Proteste gegen die katholischen Parteien, sondern gegen die strikte Ablehnung von Ehescheidung und Geburtenkontrolle durch die Kirche. Immerhin stellen sich 50 Prozent der Befragten unter den Schutz der Heiligen.

Die soziologische Durchforschung der katholischen Struktur Frankreichs ist zu einer selbständigen Wissenschaft geworden, deren Hauptvertreter Jean Calvet und Professor Gabriel Le Bras sind. Le Bras mißtraute Antworten auf Fragebogen und hat bisher fünfzig von siebenundachtzig Diözesen christlich-soziologisch aufs gründlichste durchforscht. In seiner *Introduction à l'Histoire*

de la Pratique religieuse en France hat er neue soziologische Methoden auf diesem Gebiet eingeführt. Die Ergebnisse wichen aber nicht wesentlich von den Ergebnissen der *Réalités* ab. Immerhin läßt sich die Frage, wie katholisch Frankreich ist, nicht bloß quantitativ errechnen. Die Jesuitenzeitschrift *Etudes* beurteilt die Lage weniger nach dem Verhalten der Masse — die die geistigen Einflüsse eines ganzen Jahrhunderts verspätet reflektiert — als nach der Rechristianisierung der französischen Intelligenz mit ihrem noch ganz unabsehbaren Einfluß auf die Massen der nächsten Jahrzehnte. In der Monatsschrift *Ecclesia* (Auflage: 98 000) wurde 1952, zum 150. Jahrestag von *Chateaubriands Génie du Christianisme*, mit Genugtuung festgestellt, daß der Geist des Christentums in der heutigen französischen Literatur existiert, es bestehe daher kein Bedürfnis, ihn neu zu schreiben. Die *Association des Ecrivains Catholiques* zählt vierhundert eingeschriebene Mitglieder; man hätte zu Zeiten Chateaubriands weder so viele noch so bedeutende Autoren versammeln können. Unter den katholischen Zeitschriften des Landes wirken auf der Höhe der Zeit außer den schon genannten mit *La Vie catholique illustrée* (Auflage 500 000), die dominikanischen Zeitschriften *La vie intellectuelle* und *La Vie spirituelle*, die neue soziologische Zeitschrift *L'Actualité religieuse dans le Monde*. Auch die junge Generation strömt zum Katholizismus zurück. Die katholische Studententage hatten 1900 kaum hundert Teilnehmer, heute sechstausend. Viele Studenten hören auch werktags die Messe. In der Erzdiözese Paris wurden in den letzten zwanzig Jahren hundertsiebenundzwanzig neue Kirchen gebaut.

Die Bedeutung der geistigen Rechristianisierung Frankreichs wurde wiederholt von Kardinal Feltin und im Januar 1953 auch vom Papste anerkannt. Wie zu erwarten war, hat die Arbeitermission zu einer Vermengung priesterlicher und gewerkschaftlicher Pflichten geführt, die sich nicht mit der Verwerfung des Bolschewismus durch den Vatikan vereinigen ließ. Aber wenn man von Ausnahmen, wie der Beteiligung von Priestern an bolschewistischen Straßendemonstrationen, absieht, ist die von Kardinal Feltin zitierte Gefahr: aus dem Engagement der Priester zur Christianisierung der Arbeiter könne ein Engagement der Kirche zu Gunsten bolschewistischer Institutionen werden, nicht gerade groß. Aus der Struktur der französischen Arbeiterklasse ergibt sich allerdings ihre Bindung an die bolschewistische Gewerkschaftsbewegung, so daß es den Priestern, die in den Fabriken gesetzwidrige Mißstände vorfinden, gar nicht möglich ist, sie mit Hilfe anderer Organisationen als eben dieser zu bekämpfen. Die Priester nähern sich auch nordafrikanischen Arbeitergruppen, die sich noch in einem vorproletarischen Zustand der Wehrlosigkeit befinden und die für priesterlichen Beistand zur Einhaltung von Arbeitsverträgen besonders dankbar sind. Der Arbeiterpriester wird oft genug mitten in den Konflikt zwischen seinen Funktionen gestellt und kann keiner anderen Richtschnur folgen als der Parabel des barmherzigen Samariters.

Ehrliche Bedenken des hohen Klerus wurden denn auch von den Pächtern des Christentums zu einer Kampagne gegen die Arbeiterpriester ausgebeutet, und es wurden wirksame Argumente gebraucht, um eine gute Sache zu verdächtigen. Der *Observateur catholique* konnte eine anonyme Zuschrift aus industriellen Kreisen gegen die Gefahren des Arbeiterpriestertums veröffentlichen, in der freilich kein Wort über die ökonomische Verelendung der Massen steht, die allein die Macht der bolschewistischen Partei in einem so intelligenten Land wie Frankreich erklärt. Wie so oft stimmt die Reaktion von «rechts» und «links» miteinander überein, denn auch die «Humanité» denunzierte unter der Feder von Madame Thorez «l'activité avilissante, démoralisante de certains prêtres ouvriers». Der Vatikan stand daher wirklich vor der Aufgabe, ein seit

über zehn Jahren bewährtes Experiment in festere Formen zu bringen, er konnte weder die unsicheren Christen, die er gewinnen will, noch die patentierten Christen, die ihn gewinnen wollen, preisgeben, und so suchte er einen Kompromiß.

Die Kardinäle Liénart, Gerlier und Feltin haben inzwischen von Rom die Nachricht gebracht, daß die Evangelisierung der Arbeitermassen unter keinen Umständen aufgegeben werden darf, auch wenn fünf Bedingungen den Arbeiterpriestern auferlegt werden, die das Werk, je nach der Handhabe der Durchführungsbestimmungen, ermöglichen oder still beseitigen werden; es hängt nunmehr alles vom Geist der Bischöfe ab, aber auch von Frankreich. Wenn wirklich eine Volksbewegung für die Erhaltung des Arbeiterpriestertums kämpfen würde, müßte das Haupt der Kirche es sanktionieren. Denn hier sind die besten Kräfte Frankreichs am Werk. *Esprit*, der dem gegenwärtigen Frankreich mit mehr oder minder Berechtigung so vieles vorwirft, spricht durch seinen Mitarbeiter *Jean Lacroix* mit tiefer Bewegung von den jungen Franzosen, die im Seminar von Limoges mit Sorgen die Entscheidung über ihre Berufung zur Mission erwarten: «Diese Jugend ist, menschlich und christlich, die Elite Frankreichs, und kein anderes Land hat etwas Gleichwertiges zu bieten. Man kann nicht nach Limoges gehen, ohne von dem zugreifenden Geist dieser Seminaristen erschüttert zu werden, von ihrer tiefen Unruhe unter den Formen des Dogmatismus, von ihrem Sinn für menschliche Bruderschaft, der durch alle Probleme und Schwierigkeiten hindurchdringt. Zweihundertvierundzwanzig junge Menschen haben sich dieses Jahr gemeldet, aber Rom hat vorübergehend die Wiedereröffnung des Schuljahres außer für rund zwanzig Seminaristen des fünften Jahrganges gesperrt. Man kann die Wartezeit aber nicht verlängern, ohne eine unheilbare Katastrophe zu verschulden. Die ganze Frage ist heute die, ob die unbedingt notwendigen Reformen zu einem neuen Aufschwung führen, oder ob sie eine Institution bloß konservieren wollen, die vorher inhaltslos gemacht worden ist.»

James Frazer heute

Times Literary Supplement veranstaltete am 28. August eine Sondernummer *Thoughts and Second Thoughts upon some outstanding Books of the Half-Century 1900—1950:* ein Neudruck der kritischen Beiträge über berühmte Bücher zwischen 1900 und 1940, die, zum Teil, dann einer Nachprüfung vom gegenwärtigen Standpunkt aus unterworfen wurden. Keine zweite literarische Zeitschrift der Welt kann sich eine solche Konfrontation des früheren und heutigen Denkens in Form literarischer Kritik aus den eigenen Archiven dank der Kontinuität eines hervorragenden Mitarbeiterstabes leisten. Tradition ist neuerdings ein Ideal jener geworden, die keine haben, was eine amerikanische Universitätsanekdote beleuchtet. Der Rektor feierte in einer Ansprache die Traditionen der britischen Universitäten und erklärte seine Entschlossenheit, diese schöne Einrichtung in Amerika einzuführen. Die heutige Feier, schloß er, diene der Grundsteinlegung der amerikanischen Traditionen.

In diesem Sonderheft von TLS fehlte ein Beitrag über das epochebildende Werk *The Golden Bough* von Sir James Frazer. Der Goldene Zweig erschien 1890 und konnte deshalb nicht in das Halbjahrhundert der Sondernummer aufgenommen werden. Aber Epochen lassen sich nicht zahlenmäßig begrenzen, denn wenige Werke der schöngeistigen Wissenschaft haben einen größeren Einfluß auf das Halbjahrhundert gehabt, das auf diesem Spezialgebiet mit Frazer begann und heute über Jung hinaus neue Erforschungen dem menschlichen Innenraums der zweiten Jahrhunderthälfte überläßt. Eine kritische Aus-

einandersetzung mit Frazer wurde denn auch vom TLS und vom *Listener* auf den hundertsten Geburtstag des genialen Ethnologen verschoben und im BBC kontradiktorisch geführt.

Eine zweiseitige Auseinandersetzung mit Frazer ergab sich aus den Widersprüchen der Persönlichkeit und der Kritik seiner Methoden. Der Welterfolg eines Zwanzigtausend-Seiten-Werkes, der dauernde Neudruck der von Frazer selbst besorgten gekürzten Auflage beweisen eine bedeutsame aktuelle Beziehung zwischen seiner für das Publikum — nicht für die Wissenschaft — bahnbrechenden Untersuchung *primitiver Kulte*. In einem der Beiträge wird der ewige Hang des Menschen zum Aberglauben als Grund für den Erfolg dieser Geschichte des «Aberglaubens» angegeben. Das Werk bestärkte die moderne Tendenz zum Aberglauben und erreichte damit das Gegenteil der von Frazer gewünschten Wirkung. Er wollte den Irrationalismus zerstören und hat wider Willen dazu beigetragen, seine Legitimierung durch die Psychoanalyse vorzubereiten.

Frazer geht vom Rationalismus des 19. Jahrhunderts aus, ohne zu bemerken, daß sein Glaube an die Ratio irrational ist; er will zu den letzten Gründen der religiösen Symbolik gelangen, um das Christentum in einem System vergleichender Religionsgeschichte zu relativieren, und er gibt zuletzt allen von ihm der Diskreditierung ausgesetzten Mythen einen neuen Ewigkeitscharakter. Durch diese Methode wirkte Frazer auf das viktorianische England ebenso schockierend wie vor und nach ihm Darwin, Renan, Freud und Einstein. Daß ehrenwerte britische und europäische Bräuche ihre Parallelen bei den Primitiven haben sollten; daß, sozusagen, keine colour bar ein englisches oder kontinentales Volksfest von der frommen Abschlachtung eines Stammesfürsten oder eines Sündenbockes trennte (auch nicht vom Verbrennen des Zürcher Sündenbööggs beim Sechseläuten), das wirkte revoltierend, alarmierend, faszinierend. Die Parallelen, die Frazer zwischen dem Mithrakult und dem Christentum zog; zwischen Jahreszeitgottheiten, die wie Christus am kürzesten Tag des Jahres geboren werden oder am längsten, wie der Täufer, erscheinen: sie fielen in seiner Darstellung nicht immer zugunsten des Christentums aus. Gegen seine Lehren setzte sich der gesunde Menschenverstand zur Wehr, an den Frazer und Rutherford, heißt es in einem vierten Beitrag, auch im *Listener*, mit einer Inbrunst glaubten, die uns heute fehlt. Für ihn lag die Zukunft der Menschheit noch bei der Wissenschaft.

Aber wie war es um Frazers eigene Wissenschaftlichkeit bestellt? *Victor White*, der Oxforder Theologe, der auch ein Buch über «Gott und das Unterbewußtsein» geschrieben hat, glaubt nicht, daß Frazer auf Grund seiner Kenntnisse an der Sorbonne oder an einer deutschen Fakultät für Religionswissenschaft ein Diplom erhalten würde. Er kannte fast nichts von den Sprachen, deren Dokumente und mündliche Ueberlieferungen sein Werk wiedergibt. Er hatte nie im Leben mit einem Andersfarbigen auch nur gesprochen. Die Spezialisierung der Religionswissenschaft erlaubt dem heutigen Adepten nur einen bescheidenen Sektor seines Forschungsgebietes kennenzulernen. Der Widerspruch zwischen Fachkenntnis und Leistung läßt sich bei Frazer nur durch seine geniale Beziehung zur Mythenwelt der Primitiven erklären. Sein Instinkt für das Richtige erschloß Quellen und entdeckte Parallelen, die heute noch, alle Irrtümer und Fehlschlüsse in Rechnung gesetzt, den Goldenen Zweig zu einer Fundgrube der Religionswissenschaft, Ethnologie und Tiefenpsychologie machen. *Mircea Eliade* hat in seinem Monumentalwerk der Religionsgeschichte, das auf der Höhe der Forschung steht, den Goldenen Zweig viermal mehr als jedes andere Hauptwerk zitiert, zwanzigmal öfters als die meisten Quellenschriften.

Die Schätzung Frazers hängt davon ab, ob man den Goldenen Zweig als Sammelwerk von Fakten benutzt oder ob man den Hypothesen folgt, über die Frazer selbst mit bescheidener Zurückhaltung dachte. Hypothesen und Fakten sind, wie die Verwendung der Photographie zu Fälschungen beweist, nicht ohne weiteres zu trennen. Die Sammlung von Fakten kann nicht vorurteilsfrei sein. Man bewahrt, was man verwenden will; man übersieht, was man noch nicht versteht. Hypothesen gehen dem Werk Frazers voraus, sie bestimmten seine Richtung. Eben durch die Beobachtung vorgefaßter Hypothesen erhält das Werk einen schöpferischen Glanz, der den Eindruck auf die gebildete Welt vertieft hat.

Liest man die Kapitelüberschriften des Goldenen Zweiges mit dem gegenwärtigen Bildungsbewußtsein, so sprechen sie von selbst die Bedeutung des Buches für unsere geistigen Interessen aus. Kapitelüberschriften, wie «Der Sündenbock», «Der sterbende Gott», «Gefahren der Seele», weisen hinüber in die Wissenschaft des Unbewußten. Sie berichten nicht bloß von den bizarren Einfällen oder abergläubischen Institutionen primitiver Völker, sondern sprechen von unseren eigensten Inhalten. Damit hat aber der Goldene Zweig aufgehört, ein Sammelbuch ethnologischer Fakten zu sein. Der Zauberer, der die Wilden beherrschte, ist in Frazer wiederauferstanden, und wenn sein Werk auch diese alten Mächte brechen wollte, so hat er sie doch über alle Maßen erneuert, ihre Ewigkeit mitten in unser Leben verpflanzt.

Freilich nehmen wir mit den vergleichenden Methoden Frazers nicht mehr vorlieb. Sie gehören dem 19. Jahrhundert an, doch interessieren uns heute weniger die damals so überraschenden Aehnlichkeiten der Phänomene als ihre zunächst übersehenen Verschiedenheiten. Die phänomenologische Technik, als deren Meister Victor White in erster Linie Dilthey, Scheler, Heidegger, Jaspers rühmt, betrachtet die Dinge innerhalb ihres Kontextes, und wenn Frazer den Anlaß dazu gab, das Material primitiver Religionen in ethnographische Museen zu verschließen, herrscht heute eine neue Achtung vor dem sacrum vor; man mißt religiöse Phänomene nicht mehr am Phänomen einer antireligiösen Methodik. Die vegetativen Gottheiten sind kein bloßes Zubehör mehr zu früheren Landwirtschaftsformen, denn sie hatten auch den Wert, die Menschen ihrer materiellen Gebundenheit zu entheben und ihnen andere Dimensionen als die der täglichen Notdurft zu offenbaren. Eben dieses Bedürfnis hat Frazers Werk berühmt gemacht. Es hat den modernen Menschen nicht von seiner «Primitivität» geheilt, sondern in ihr märchenhaft bestätigt.

Frazer versuchte 1913 in *Psyche's Task* das Verhältnis unserer Seele zu den Erscheinungen der primitiven Religionen, besonders zu Magie, Angst, Anbetung, Grausamkeit zu läutern. Aber auch hier scheint Frazer seine fanatische Abneigung gegen Aberglauben zu weit getrieben zu haben. *Gilbert Murray* bezweifelt, daß heutige Menschen ganz ohne Aberglauben leben können. Unsere Auffassung von Loyalität, Verrat, Gewissen, Ehre stammt von primitiven Tabus. Sind wir heute mythengefeit? Die Gegenwart zeigt uns einen anderen Menschen als den, den Frazer heranbilden wollte. Aber da Mißerfolge den Philosophen nicht widerlegen können, so war die von Frazer in Meisterprosa dargestellte magische Welt von gewaltigem Einfluß auf die Dichtung, Psychologie und Philosophie des 20. Jahrhunderts. Murray bekennt sich zu dem Griechenwort: die Vernunft ist unser König. Aber das prärationale Verhältnis zum Tabu ist nicht ausgestorben, und Frazer war gerade da, wor er irrte, ein Schöpfer der Tabus unserer Zeit.

Der englische Morgenstern

Wie entwicklungsfähige Gedanken erhalten auch wirkungsreiche Dichter durch die Entdeckung von Parallelerscheinungen, früheren oder späteren, ein Alibi für ihre Originalität, denn wirkliche Größe ist nie ganz und gar originell; Originalität ist eher ephemer. Daher werden sicher viele Freunde des Palmström gern von dem englischen Morgenstern hören, den als Kinderdichter nur Anglisten kennen dürften. *Grete Fischer,* die frühere Lektorin des Ullstein-Verlags, entdeckt ihn für Deutschland in der *Englischen Rundschau* (2) und stellt ihn auch gleich in gelungenen Uebersetzungen vor. Es ist *Edward Lear,* der zur «viktorianischen Hochblüte» gehörte, seit seinem fünfzehnten Jahre von der Malerei lebte, den Auftrag erhielt, im Hause eines Lord Derby dessen Vogelsammlung zu malen, und bei diesem Anlaß für die Kinder seines Auftraggebers pointenlose Strophen schrieb, sogenannte *Limericks,* deren Sinn in ihrem Unsinn liegt. Limericks sind offenbar — Grete Fischer wird den Ausdruck als alte Pragerin verstehen — ein organisiertes Geblödel. Limericks, schreibt sie, sind fünfzeilige Strophen, deren erster Vers einen Ortsnamen enthalten muß und die auf eine von dort stammende Person, die einen grotesken Unsinn begeht oder grotesk witzlos ist, eine Anspielung enthalten. Ursprünglich waren es Improvisationen, ihr Witz ist mitunter unanständig. Die Limericks für Kinder sind blühender Unsinn, den Lear köstlich illustrierte. Sein Humor ist auf eine besondere Weise englisch, er erinnert an *Alice in Wonderland,* und seine Harmlosigkeit macht ihn seit Generationen zu einem unverwüstlichen Kinderdichter, den auch Erwachsene lieben.

Lear ist aber nicht bloß Kinderdichter, sondern wie Morgenstern auch ein humoristischer Poet für Erwachsene. Field-Marshall *Wavell* kannte ganze Gedichte von ihm auswendig, so daß er sie in seine Anthologie von Gedichten, die er «par cœur» kannte, weil er sie liebte, als *Other Men's Flowers* aufnahm. Ich fand hier schon vor Jahr und Tag die humoristische Ballade einer Seefahrt in einem Sieb und eine Liebesfabel von Katze und Eule. Unter den von Grete Fischer sehr gut übersetzten, also doch nicht unübersetzbaren Gedichten findet sich eine Wanderschaft von Tisch und Stuhl ins Freie, die an das Knie, den Trichter, den Seufzer der Galgenlieder erinnert. Nur daß Lear das Motiv im Zeitstil zum Wonderland-Märchen macht, so daß eine Ente, ein Käfer und eine Maus die beiden mehr ans Stehen als ans Gehen gewohnten Möbel, nachdem sie müde geworden sind, an ihren Zimmerplatz zurückbringen. Eine neue Volksausgabe dieser Gedichte auf dem Weihnachtsmarkt bewies die lebendige Verwurzelung dieses Humoristen im englischen Bildungsgemüt.

Felix Stössinger

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung

Cette page n'a pas été disponible pour la numérisation

Questa pagina non era a disposizione di digitalizzazione

This page was not available for digitisation